

## Sozialismus und Lebensreform.

Ob die Welt als Ganzes einem Zweck dient, wissen wir nicht. Der einzige Zweck an sich, Selbstzweck, den wir kennen, ist der Mensch. Alles, was sonst als Zweck im Leben erscheint, kann nur Mittel sein für diesen einen wahren Zweck: das Menschenleben. So zerfällt die am meisten fordernde der Wirtschaft, d. h. der Herren des Wirtschaftens, Herrin zu sein, deren Willen alles Leben der Gesellschaft dienen müsse. Auch die Wirtschaft, und vor allem sie, soll Dienerin sein, untertan der Aufgabe des Gesellschaftslebens, dessen Ziel und Wert für alle zu sichern. So verstanden, ist auch der Sozialismus, als aufbauende Gestaltung der kommenden Wirtschaft, nur ein Mittel für jenen höheren Zweck: den „Sprung aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit“ (Engels).

Diese Freiheit aber bedeutet die Entfesselung und Entfaltung aller Kräfte des Leibes und der Seele, die das Wesen des Menschen ausmachen. Der allen zugeleitete Reichtum überquellenden Wirtschaftstrags liefert die Mittel, freie, geschulte Arbeit die Kraft für höchste Ausgestaltung des Menschentums. So ergibt sich ein enger Zusammenhang mit allen Kräften, die dieser Befreiung und Ausgestaltung des menschlichen Wesens dienen: Gesundheitspflege und Erziehung im weitesten Umfang. Ein Hauptteil dieser ist die Selbst-erziehung: Anwendung der Gesetze leiblicher und seelischer Erziehung auf den handelnden Menschen selbst. Von besonderer Bedeutung ist diese, solange der Sozialismus ein im Kampf zu erstrebendes Ziel ist, als Quelle erhöhter Kampffähigkeit für die proletarische Kampftruppe des Sozialismus. Um so mehr, als die niederziehende Wirkung des wirtschaftlichen Mangels und des gesellschaftlichen Drucks Selbsthilfe durch Selbstauffklärung und Neugestaltung des Eigenlebens zur Lebensnotwendigkeit für jeden Proletarier machen. So begreift es sich, daß die Fragen der Selbstreform in steigendem Maße von wachsenden proletarischen Schichten, namentlich den zum Kreis der Jugendbewegungen zählenden, in ihrer Bedeutung gewürdigt und ihre Ergebnisse in Tat umgesetzt werden. Dafür zeugt auch die Zunahme der diesen Aufgaben dienenden Schriften.

In tiefster Weise, aus eindringendem Verständnis des Zerfalls der alten Gesellschaft und der Bedingungen der sich bildenden neuen erwachend, erhebt sich diese Frage eine grundsätzliche Verantwortung in Siegfried Koveraus noch lange nicht genügend gekanntem und ausgeschöpftem Buche: „Soziologische Pädagogik“ (Quelle u. Reper, Leipzig, 2. Auflage, 1924). Da heißt es: „Als erste Voraussetzung wahrhaftigen Menschentums ist die rechte Ehrfurcht, die rechte Pflege des Körpers anzusehen. . . Körper und Seele sind eine Einheit. Zuleist wird alles Materielle geistig und alles Geistige sinnlich. Nur wenn Körper und Seele rein im Geiste-Sinnlichen vermahnt sind, nur dann ist die Voraussetzung aller Menschenwürde gewahrt. Reinliche körperliche Reinlichkeit ist der Anfang solchen Menschentums, denn ehrfürchtig Geschautes ist Gegenstand liebevoller Pflege. . . Im frohgefühlte gesund und frei entwickelter Glieder, in heiter Freude am nackten, starken Körper, im Wohlgefühl der Selbstbeherrschung und Leibespflege aufgewachsen, finden die Kinder in der Produktionschule alle Möglichkeiten zur Ausreifung und Vollendung.“

Ein Kennzeichen der bewußt proletarischen Körperpflege ist die bewußte Hintansetzung der auf Kosten von Gesundheit, Vernunft und Gesamtheit gezielten Spitzenleistungen hinter der möglichen gleichmäßigen Förderung der allgemeinen Ausbildung und des Gemeinschaftsgeistes. Das wird lebendig und wirksam dargestellt von Ernst Krafft: „Vom Kampffeld zum Kampfsport“ (Die Kraft, Berlin), und Dr. med. Inka Maruse: „Hygiene des Arbeitersports“ (ebenda, 1927), wo auch sonst viel Wertvolles in sachlicher und gesundheitslicher Hinsicht gesagt wird. Auch Dr. med. Ernst Haase gibt in seiner Schrift „Die Seelenverfassung der Jugendlichen“ (Verlagsanstalt des DDA, Berlin) Beachtenswertes über körperliche Beziehungen und Körperpflege wie auch eine nützliche Uebersicht über erzieherische und gesundheitsliche Schriften.

Eine besondere Bedeutung für die Kampffähigkeit und kulturelle Entwicklung der Arbeiterklasse hat die Selbst-erziehung im Kampf mit der eingewurzelten Macht schädlicher Genußmittel, insbesondere den Trankmitteln. Auch hier ist die Gefahr fetterischer Absonderung, die das Mittel als Zweck setzt und die soziale Bedingtheit auch dieser Trankmittel überläßt, zu vermeiden: eine Gefahr, die übrigens bei den sozialistischen Alkoholgegnern, den Trägern dieser Bewegung, in keiner Weise besteht. Die allgemeine Bedeutung dieser Frage, die natürlich auch von mancherlei anderen Gesichtspunkten aus zu betrachten ist, findet in einer Reihe neuerer Schriften gebührende Behandlung. So bei Otto Jenßen: „Sozialistische Lebensreform“ (Deutscher Arbeiter-Abstinenz-Bund (DAAB), Berlin 1925), eine Sammlung von Aufsätzen, von denen namentlich der fünfte, der die vorbildliche Stellungnahme Viktor Adlers würdigt, beachtenswert ist. Eine Zusammenfassung dieser Bestrebungen Adlers findet sich im dritten Band seiner „Aufsätze, Reden und Briefe“ (Wiener Volksbuchhandlung, 1923). Eine Sammlung der auf die Alkoholfrage bezüglichen Schriften und Reden Adlers ist im Verlag DAAB, 1925 erschienen, ferner ein Sonderabdruck des besonders wichtigen Vortrags: „Jugend und Alkohol“, wo in vorbildlicher Weise der Wert dieser Haltung für die Charakterbildung betont wird.

Auch in den Schriften von Kurt Baurichter: „Der Freiheitskampf gegen das Alkoholkapital“ (DAAB, 1925, 29 S.) Dr. S. Drucker: „Der Sinn der sozialistischen Abstinenzbewegung“ (DAAB, 1927, 28 S.), Dr. Reinhard Weber: „Sozialismus und Alkoholismus“ (Reinhold-Verlag, Berlin 1927, 27 S.), ist manches Wichtige an Tatsachen und Gedanken zu finden. Besondere Beachtung verdienen hier aber die zwei kleineren Schriften: Professor Dr. August Forel: „Der wahre Sozialismus der Zukunft“ (DAAB, 1925, 22 S.) und Wilhelm Sollmann: „Sozialismus der Tat“ (DAAB, 1925, 30 S.). Die des großen Schweizer Gelehrten bringt bei manchen Selbstmengen wirtschaftlicher und persönlicher Art, namentlich in den Abhandlungen: Vererbung und Erziehung und Rassenhygiene — Alkoholismus, Wertvolles. Und Sollmanns Hammer der Aufruf zur Tat, der Solidarität gegen Egoismus ausstößt und in dem Sage spielt: „Wer andere befreit und mit ihnen eine Welt erobern will, zeige, daß er selbst frei zu sein vermag“, verdient erstere Würdigung aller Genossen, denen es darauf ankommt, nicht nur eine Partei neben anderen zu erhalten oder eine Wirtschaftsanordnung durch eine andere firmierende zu ersetzen, sondern im Sozialismus neues Leben zu zeugen, eine realisierte Menschheit durch neue Kraft zu höherem Leben zu erwecken.

Simon Ragenstein.

## Religion.

Dr. Paul Plehowsky: „Proletarischer Glaube in sozialistischen und kommunistischen Selbstbewegungen.“ Fuchs-Verlag, Berlin 1927. 243 Seiten.

Der Verfasser, ein Theologe, der ursprünglich innerhalb der kirchlichen Organisation wirken wollte, gibt hier in einer von ihm veranfaßten, vorwiegend in den Kreisen Reichsdeutscher Sozialdemokraten und Kommunisten aufgenommenen Umfrage ein getreues Bild, wie da die Stellung zur Religion ist. Im ganzen wurden 5000 Fragebogen verteilt, von denen etwa ein Zehntel beantwortet zurückkam. Bei Ausfindigmachung der Adressaten war der Verfasser wesentlich auf private Unterstützung befreundeter Genossen angewiesen; die Parteiorganisationen, an die er sich in dieser Sache wandte, verhielten sich zurückhaltend. Die Funktionen der Religion

vielfach das Unternehmen von vornherein als zwecklos, da vernünftige Menschen über solche Fragen längst zur Tagesordnung übergegangen seien.

Die Ablehnung kirchlicher Denkart, wie sie in den Antworten hervortritt, ist bei den äußerlich noch zur Kirche Gehörenden nicht weniger scharf wie bei den Ausgetretenen. Was das Zahlenverhältnis dieser beiden Gruppen zueinander anlangt, so ist dasselbe nach der Schätzung des Verfassers bei den gewerkschaftlich und politisch organisierten jedenfalls ganz anders als innerhalb der großen Wählermasse der Sozialdemokratischen Partei. Wenn in dieser, wie oft angenommen wird, noch 80 bis 85 Prozent der Kirche angehören mögen, so zeigte es sich bei etwa 2000 Hausbesuchen, die an der Hand der Mitgliederlisten der SPD. in Berlin veranstaltet wurden, daß von den betreffenden Genossen nicht weniger als 75 Prozent ausgetreten waren. Bei den Kommunisten dürfte dieser Prozentsatz noch erheblich höher sein.

In einem einzigen der abgedruckten Briefe, dessen Schreiber sich dem Bunde der religiösen Sozialisten zuzählt, wird kirchlicher Erinnerung mit Sympathie gedacht. Und unter den 500 eingegangenen Schreiben zeigen nur noch vier (darunter drei aus dem Soglande) einen ähnlichen Standpunkt. Dabei war keiner dieser kirchlich bestimmten gewerkschaftlich oder politisch organisiert. Ueberall sonst klingt in den verschiedensten Variationen — bald in ruhig abwägender Konstatierung, bald in höhnlichem Jorne — der Grundton feindseliger Enttäuschung durch. Des Menschen Jesu, den manche direkt als Vorläufer des Sozialismus bezeichnen, wird mit Bewunderung und Achtung gedacht; aber völlig abgelöst von dem kirchlichen Mythos des Gottessohnes. Und ebenso sind alle anderen Beziehungen zu der kirchlichen Metaphysik und Dogmatik, zum Gottes- und Auferstehungs-glauben, abgebrochen.

„Vor dem Tode“, so lautet eine der charakteristischen Wendungen, „habe ich kein Bangen und sehe ihm getroßt und reinen Herzens entgegen. Ausersehen kann ich nicht mehr und will es auch nicht mehr. Es mühte denn eine christlichere Menschheit als die heutige vorhanden sein. . .“ Bitter erkärt ein anderer: „So lange ich wie eine Maschine an die Arbeit gebunden bin um des bishigen täglichen Lebens willen, so lange kann ich dem Leben keinen Sinn abgewinnen. . . Ich glaube an keinen Sinn des Daseins.“ Aber neben dem verzweifelten Pessimismus, der sich in diesen letzten Worten ausdrückt, und ihn überdenn bricht immer wieder ein aus individuellen Lebensstufen und allgemeinen Menschheitshoffnungen hervorquellender Idealismus hervor. „Den eigentlichen Sinn des Lebens oder ob das Leben überhaupt einen Sinn hat, wird wohl keiner ergründen können. Ich gebe mich damit zufrieden, daß ich im eigenen Leben eine Idee: Vernunft und Menschlichkeit hinein- stelle und für diese Idee wirke.“ Das Absterben der überlebten religiösen Vorstellungen — durch das furchtbare Erlebnis des Weltkrieges und die Haltung der Kirche dabei noch wesentlich beschleunigt — bedeutet, wie der Verfasser in seinen Schlussbetrachtungen mit Recht hervorhebt, als solches noch keine seelische Verdünnung. Was sich da vollzieht, ist zum großen Teil nur ein Reinigungsprozeß, der das als leer und widersprüchlich Empfundene mit Bewußtsein abstößt und den Gedanken überindividuelle Werte, nach Abstreifung des Mystischen, auf das festere Fundament eines irdischen Humanitäts-glaubens und des Willens, im Kampf für bessere Ziele mitzuwirken, stellt. Prof. Dr. Conrad Schmidt.

## Länder- und Völkerkunde.

Wladimir A. Arsenjew: „Russen und Chinesen in Ost-Sibirien.“ Uebersetzt von Franz Daniel. 228 Seiten mit 103 Abbildungen und einer Karte. Verlag Aug. Scherl, Berlin.

Arsenjew kennt den Fernen Osten wie selten einer. Schon lange vor dem Krieg zog er fern und quer durch das weite Land, in dem Rassengegensätze und wirtschaftliche Gegensätze in ewigem Kampfe liegen. Arsenjews doppelbändiges Werk „In der Wildnis Ost-Sibiriens“ hat sich in der Reise-literatur längst einen ehrenvollen Platz erworben. Stellte er in den eben genannten Büchern vorwiegend seine Ergebnisse in den Rahmen der Landschaft und ihrer Bewohner, so bietet er in dem Buch „Russen und Chinesen in Ost-Sibirien“ eine zusammenfassende Uebersicht über das Land, seine Menschen und pflanzlichen wie tierischen Bewohner in ihrem natürlichen Zusammenhang. Er verläßt, obwohl selbst Russe, keineswegs den objektiven Standpunkt des Wissenschaftlers und rügt die Fehler, die die Regierungen seiner Landsleute begangen haben, mit derselben Offenheit, mit der er die Expansionsbestrebungen der anderen interessierten Mächte unter die Lupe nimmt. Er verteilt ohne Voreingenommenheit Licht und Schatten da, wo sie hingehören, und ist bestrebt, ein Bild der Wirklichkeit zu geben, aus dem sich der Leser selbst ein Urteil zu bilden vermag, was dem Fernen Osten nützt. Was er an wirtschaftlichen Daten gibt, ist außerordentlich beachtenswert, seine geschichtlichen Exkursionen geben eine neue Grundlage für die Beurteilung der jetzigen politischen Lage. Wichtig für das Verständnis des Ostens überhaupt sind Arsenjews Darstellungen der chinesischen Selbstverwaltung und ihrer Geleise und der chinesischen Organisationen in den Städten. Was er über die Ausbeutung der ursprünglichen Einwohner durch weiße und gelbe wirtschaftliche Raubhörer sagt, bietet genug Stoff zum Nachdenken. Arsenjew gehört zu den Forschern, deren Reiseergebnisse neben dem wissenschaftlichen auch noch einen hohen Aktualitätswert besitzen.

Johan Gunnar Andersson: „Der Drache und die fremden Teufel.“ Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. 390 Seiten mit 208 Abbildungen und einer Karte. Preis geb. 16 M.

Das Bild, das Andersson vom Reich der Mitte entwirft, bietet des Neuen genug und ist recht geeignet, manchen Fehler in der bisherigen Anschauung zu korrigieren, die der Abendländer über das gewaltige Reich im Osten hatte. Andersson stellt uns aus eigenem unmittelbaren Erleben mitten hinein in den Alltagsbetrieb in den großen Städten wie aus dem Lande, wir lernen die Räte des „kleinen Mannes“ kennen, der noch schwerer als der okzidentale Proletarier um seine Existenz kämpfen muß; aber wir erfahren leider nichts über die Quellen dieses Elends. Die Korruption der Verwaltung und der politischen Generale ist keineswegs der Ursprung der chinesischen Räte, sondern auch erst eine sekundäre Erscheinung. Das Primäre ist vielmehr in der Aenderung zu suchen, die die wirtschaftliche Struktur Chinas unter dem Einfluß des kapitalistischen Abendlandes erfährt. Die Proletarisierung der Masse in China verläuft in stürmischerem Tempo, die biologischen Anpassungsbedingungen können hier nicht wie im Abendland zur Entfaltung kommen, wo der gleiche Prozeß langsamer und organischer vor sich ging. Daß Andersson diese Tatsachen nicht mit der genügenden Schärfe hervorhebt, liegt allerdings daran, daß seine Erlebnisse und Studien in die orientale Epoche fallen, aus der sich die Gegensätze der Weltzeit nur allmählich herausköhlen. Erst die Zeit nach dem Weltkrieg gab dem wirtschaftlichen und politischen Kampf im Reiche des Drachens das Gepräge.

Was Anderssons Schilderungen merkwürdig macht, ist die Art, in der er Land und Leute betrachtet. Er sieht nicht mit der europäischen Brille, sondern versteht es, sich in die Seele des Chinesen zu versetzen und sein Leben entwicklungs-geschichtlich aus seiner Kultur und aus seinen prophysischen Bedingungen heraus begreifbar zu machen. Nur ein Mann, der stets den Respekt vor den kulturellen Leistungen des alten China wahrte und die Berechtigung seiner Eigenart anerkannte, konnte dieses Buch schreiben, das mit so manchem Vorurteil aufräumt und neue Betrachtungsmöglichkeiten aufzeigt. Das Bildmaterial ist in Auswahl und Technik der Reproduktion vorbildlich. Curt Bising.

## Rechtspredung.

Mag. Hölz, Zuchthausbriefe. Erich-Reiß-Verlag, Berlin. 127 Seiten.

Egon Erwin Kisch hat zu dem Buch ein Nachwort geschrieben. Seine Ausführungen hätten den Briefen vorangehen sollen, da wäre manches an ihnen noch verständlicher und erschütternder. Denn es ist klar: Hölz mußte sich bei all diesen Briefen, sofern einige von ihnen nicht heimlich in die Außenwelt gelangt sein sollten, die größte Selbstbeschränkung auferlegen. Man liest deshalb zwischen den Zeilen man ahnt, was nur andeutungsweise oder überhaupt nicht gesagt wird, und weiß, daß hier ein Mensch unglückbarer erlitten im Bewußtsein des ihm gewordenen Unrechts, in unstillbarer Sehnsucht nach dem Leben, nach tätiger Arbeit. Kisch hat Hölz in der Zelle gesehen. Er vermittelt nun dem Leser ein greifbares Bild von diesem Manne, der schon sechs Jahre im Zuchthaus des Wiederaufnahmeverfahrens harret und, nach den Worten Kischs, schlimmer als ein gemeiner Verbrecher behandelt wird. Dies in einem Augenblick, wo sowohl der Entwurf zum Strafgesetzbuch als auch der Entwurf zum Strafvollzugs-gesetz für Uebersetzungs-verbrecher ehrenvolle Einschränkung vorsehen.

Hölz' Briefe liefern nicht allein einen wertvollen Beitrag zum Verständnis des Menschen Hölz, sie bilden auch einen Beitrag zur Gefangenenpsychologie und zu unserer Kriminalpolitik, wie sie in Wirklichkeit ist, nicht wie sie sich in den Köpfen von Schönfärbem oder überheblich selbstbewußter Gefängnisdirektoren widerspiegelt. Wenn das, was Kisch über die Behandlung von Hölz sagt, der Wahrheit entspricht — und Kischs Name sollte dafür bürgen —, so fällt es natürlich schwer, sich des Gefühls des Jornes und der Empörung zu erwehren. Mag Hölz' Briefe sollten gelesen werden — auch von den Behörden. Leo Rosenthal.

## Erziehung.

Frith Mittels: Die Befreiung des Kindes. Hippocrates-Verlag, Stuttgart. 258 Seiten. Preis 5 M.

Mittels ist Psychoanalytiker. Als Arzt schrieb er vor kurzem erst „Die Technik der Psychoanalyse“. Im ganzen schließt er sich in diesem neuen Buch allen Grundbegriffen Freuds an, übernimmt aber auch ohne strengere Scheidung Elemente der Adlerischen Individualpsychologie. In leicht verständlicher Weise, beinahe plaudernd Unterhaltung, behandelt er in dreizehn Abhängen das Eigenleben des Kindes mit dem besonderen Zweck, den Leser, vor allem aber Eltern, zu einer Erziehungsauffassung zu bringen, die frei ist von „Strafen“ im alten Sinn, vom Schloßen und leichtsinnigen Unterdrücken der Kindesäußerungen. In einer Fülle von praktisch wertvollen Beispielen und Einzelbemerkungen zeigt er Bedeutung und Wirkung von Elternstreitigkeiten, vom Lesen und Spiel, von Ängst, Angst und Zweifel für Kinder. Er widmet sein Buch J. J. Rousseau, dem großen Bewegter des Abendlandes.

So interessant dies Buch in Einzelheiten, besonders für den mit der modernen Psychologie noch nicht vertrauten Laien sein mag, so bringt es doch für den Kenner nichts Neues mehr. Dazu kommt als größter Mangel, daß es überall da vermag, wo die Probleme über das nun schon bekannte praktische Material hinausgehen. Ein Autor, der so wenig wie Mittels orientiert zu sein scheint über die Menschen in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang, der so sehr wie Mittels aus reiner Gegenwartsprosa und einer Anschauung, die das Einzelindividuum nur in ganz schwachen Anlagen über den Kreis der Familie von heute hinaus zu sehen vermag, kann natürlich kein Führer sein, der in das Problem der Religion und religiösen Entwicklung einzubringen vermag. So bleibt auch sein Streiflicht auf die alte und neue Schule, auf die Gemeinschaftsschule, unzulänglich. Resigniert schließt Mittels dann auch: „Wir haben kein Gemeinschaftsleben, keine Kultur, und niemand sieht deutlich, wie wir zu einer kommen sollen. . . Wir sind vermutlich zu schuldig, um mit unseren blutigen Händen an einer reinen Zukunft zu bauen. Wie wäre es, wenn wir unsere Kinder schaffen ließen, nach ihrem eigenen Outdünken?“ Karl Wolf.

## Neue Bücher.

(Besprechung der eingegangenen Bücher bleibt vorbehalten.)

- Alice Berend. Die gelbe Traube. S. Fischer, Berlin.
- B. A. Berendts. Selma Lagerlöf. A. Langen, München.
- D. Birbaum. Organisation der Nationalisierung Amerika-Deutschland. F. Hobbins, Berlin.
- F. Bonfels. Mario und die Tiere. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
- J. Braunthal. Die Wiener Juliage 1927. Wiener Volksbuchhandlung, Wien.
- M. Brod. Die Frau, nach der man sich sehnt. (Roman.) Paul Solfan, Wien.
- E. Esteras. Politif. Paul Solfan, Wien.
- Colette. Kende nére. (Roman.) Paul Solfan, Wien.
- G. Eulenberg. Die Hebräer. Bruno Cassirer, Berlin.
- E. Federn-Kohlhaas. Walther Rathenau. Sein Leben und Wirken. Carl Neukirch, Dresden.
- C. Hake. Unsere Zeit. (4 Bände.) S. Fischer, Berlin.
- Flatau, Gerstel, Quast, Ripperding. Entscheidungen des Reichsarbeitsgerichts und der Landesarbeitsgerichte. Bd. 1. J. Bensheimer, Mannheim.
- M. Hölz. Das gestohlene Leben. (Roman.) Berlin-Verlag, Heidelberg.
- H. Krel. Die roten Katzen von Cattaro. Wiener Volksbuchhandlung, Wien.
- M. Gortl. Matwee Koschewskaja. Bd. 1. Der Sohn einer Könne. Bd. 2. Im Sinne der Kleinstadt. Wolff-Verlag, Berlin.
- Kob. Griegs. Das Tal der zehntausend Dämme. F. A. Brockhaus, Leipzig.
- G. Gunnarsson. Sieben Tage Hinsternis. (Roman.) Universitas Deutsche Verlags-A.G., Berlin.
- G. Holländer. Kestlap und Venus. Propyläen-Verlag, Berlin.
- H. Kassel. Hauptfragen des Strafrechts. N. Epringer, Berlin.
- R. Johnson. Mit dem Ausdehnen bei den Menschenaffen. F. A. Brockhaus, Leipzig.
- J. Jäger. Ulfes. 1. Band. Klein-Verlag, Basel.
- D. Kollstanzky. Verode. (Roman.) Berlin-Verlag, Heidelberg.
- A. Kammel. Von Naturforschern und Naturgeschehen. Desse u. Becker, Leipzig.
- M. Lande. Altkinder zum Reichsvolksschulgesetz. Quelle u. Meyer, Leipzig.
- Jad. London. Der Sohn des Volfs. Universitas Deutsche Verlags-A.G., Berlin.
- E. Ludw. Kunst und Schicksal. C. Romohr, Berlin.
- D. Mayne. Deutsche Dichter. (Reden und Abhandlungen.) Huber u. Co., Frauenfeld u. Leipzig.
- S. Meisel. Torkelson, Entstehung einer Diktatur. (Roman.) S. Fischer, Berlin.
- G. D. Reichner. Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee. 1. Bd. Die Berliner Jahre 1866—1867. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig.
- Thilla Müller. Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer. R. Reinhold, Leipzig.
- J. de Voss. Manhattans Transfer. (Der Roman einer Stadt.) S. Fischer, Berlin.
- G. Röhren. Kulturliche Sozialismus. J. G. W. Diez, Leipzig.
- S. A. Prinz. Kaban. (Episodenbuch.) G. Braun, Karlsruhe.
- G. Röll. Das Reichs-Volksschulgesetz. Selbstverlag des Deutschen Lehrervereins, Berlin.

Sämtliche hier angezeigten und besprochenen Bücher sind in der Buchhandlung J. H. W. Diez, Berlin SW. 68, Cindensstraße 2 (Caden), erhältlich.

## Raffeeplätzchen

Von Lotte Arnheim.

Frau Schnürpel: „Ach nee, was Sie sich sagen! Meinen Sie wirklich?“

Frau Kniefschke: „Na ob ich meine! Das heißt, ich will damit nicht jagen! Man darf sowas nicht behaupten... Was das Kind ist dem wie aus'm Gesicht jeschritten!“

Frau Schnürpel: „Das schamlose Weib!“

Frau Kniefschke: „Nicht doch... ich will nicht jewissens jesagen ham... aber es jibt Rehmlichkeiten, die sich immer angenehm jind...“

Frau Schnürpel: „Na, und merkt der Mann denn nicht?“

Frau Kniefschke: „Jottedoch, merken wird der schon was, aber sie hat's jeld... und der soll man stiele sein, da is man och nicht alles ja...“

Frau Schnürpel (interessiert): „Nee, was Sie sich sagen...“

Frau Kniefschke: „Wissen Sie, bei dem is der tein Bunda. Der is Boerbung, bei dem seinen Trojkwater soll's genau so jewesen sein.“

Frau Schnürpel: „Was Sie sich sagen...“

Frau Kniefschke: „Man darf's natürlich nicht behaupten, aber es soll alle jekundat haben, wie schnell dem seine Frau um de Ede gegangen is.“

Frau Schnürpel: „Größlich!“

Frau Kniefschke: „Ich will mir damit nicht etwas jefnagen. Man soll sich nicht 'n Mund vabrennen... Was tonisch soll's jewesen sin. Is imma jekundat jewesen, die Frau... aber natürlich, ejnes Kamdjen und der anjetraute Mann als Kriz, der bringt nie was Jutes...“

Frau Schnürpel: „Ob's jowas wirklich jibt?“

Frau Kniefschke: „Es jibt nicht, was et nicht jibt, meine Liebe. Et is nicht alles Jod, wenn's och noch joolle hermacht. Ich hab 'nen Trojkwater, der schwimmt in Jod, 'ne Villa hatte und 'n Auto... aber ich jeh' tiefa...“

Frau Schnürpel: „Was Sie sich sagen...“

Frau Kniefschke: „Ich hab da nämlich so meine eijnen Gedanken, wissen Sie. Wenn der man sich zum Klappen kommt. Drüben beim Trudeke war's jrode ja. Dem seine Frau hat mit's Jeld tragew jessat. Jeben Jod hatte sich den Jubelopp brechen lassen... aber jekt... ham Se's gesehen... hatte ihn ganz bescheiden nach hinten jefrieden...“

Frau Schnürpel: „As der die, die mal in die Jagostraße jekohnt hat?“

Frau Kniefschke: „Das is schon meeglich. Ich weeh nur jowiel, der ihre Rutta netto doemal vabeiratet jewesen is.“

Frau Schnürpel: „Warum is die denn ibahaupt aus die Jagostraße hierher jekogen? Der fällt ma direkt uff. Man jieht doch nicht uff eenmal in 'ne jang andre Jegend, wenn man sich jonswat ausjefressen hat.“

Frau Kniefschke: „Da ham Sie recht. Komisch is et ja. Und 'nen Hund hatten Sie sich! Kinde, der nicht, aber 'nen Hund! Mir jeh't's ja nicht an, aber wenn da man alle in Ordnung is! Mir soll's nicht mundan, wenn so'n Jod noch jarnich mal vabeiratet is! Der heißt, ich will damit nicht etwas was jesagt ham, man kann sich nochjichtig jenuch sein! Was anfänge Leute ham doch Kinde!“

Frau Schnürpel: „Der tönn Se och nicht imma jagen. Was meine dritte Schweseta is, die hat och teene Kinde.“

Frau Kniefschke (traden): „Wird och 'nen Haten ham. Is woll in ihre Jugend mächtig losjefangen, ihre dritte Schweseta?“

Frau Schnürpel (entjüflet): „Wie tönn Se jowas jagen? Meine Schweseta losjefangen. Unjre Familie is imma anständig jemesen, meine Liebe, der merken Sie sich mal!“

Frau Kniefschke: „Hummum. Hummum. Na ja... uff Terüchle kann mau schließlich och nicht imma was jeben...“

Frau Schnürpel: „Was woll'n Sie damit jagen? Was for 'ne Terüchle?“

Frau Kniefschke: „Ich meine man bloh. Wenn och ihr Brada was von 'ne Jholungsreise jefaselt hat, weeh man doch, der er drei Wochen lang jut und billich aufjehoben war. Uff Staatskosten vappjegt, von wegen seine hohen Vadienste... Und wie sich der bei ihre Rutta vohält, wissen Sie ja jelda. Sonst hä't die sich woll jehüet, so emen zu nehmen, wie ihr Vata ena war. Also seien Sie man jang stiele von wegen ihre Familie! Ich werd' woll noch jagen tönn, der es komisch is, der ihre dritte Schweseta teene Kinde hat! Und der is et, der wiederhote ich. Komisch is et.“

Frau Schnürpel (schluchgend): „Der muß ich mir nu von so eene jefallen lassen!“

Frau Kniefschke (tröstend): „Na, nu meinen Sie man sich jek... der wollt ich ja nicht... weien jowas brauchen Sie doch nicht jek... Wenn Sie erst wühten, was man von Ihnen-allet behauptet...“

## Maßstab der Berühmtheit.

Von Edgar Hahnwald.

Als Wilhelm II. seine hobenzollernschen Vorfahren in der Siegesallee aufreichte, lachte die Welt. Da standen nun vergangene und vergessene Fürsten inarmor, in einem Material, das dauernder ist, als fürstlicher Ruhm. Die Welt lachte über die weiße Alingalerie, mit der ER nur sich selber huldigte, ER, der herrliche Sproh dieser Vorläufer. Und die Welt lachte noch mehr, als bizantinische Gelehrte allen Ernstes den Vordjoch machten, die Kafftopala, das W-förmige Sternbild des nördlichen Himmels, zu Ehren Wilhelms II. umzulaufen.

Nun wird Wilhelm, der bis zur Stunde noch von sich reden zu machen weih und auch in Doorn das Schweigen nicht jekernt hat, doch eines Tages verstummen, ohne daß ihm die Rachwelt Denkmäler jegen wird. Sogar Monarchisten und Rationalisten werden kein Geld ausgeben wollen, um diesen schlechten Schauspieler in Bronze oderarmor zu verewigen. Es bleibt bei den Gipshüften, joweit sie noch vorhanden sind. Wilhelm II. wird der erste hobenzoller ohne Denkmal sein.

Ist er darum weniger „berühmt“ als die andern? Die Erinnerung an den Weltkrieg wird nicht so bald aus dem Gedächtnis der Menschheit verschwinden — sie ist kein Denkmal, rogend auf den Gräbern von 1.808.545 deutschen Toten.

Somit aber stehen sie überall herum, die erlauchten Herren in Erz und Stein, die Potentaten aus allen Generationen zweiundzwanzig deutscher einstmals regierender Fürstenhäuser, die Luquiste, Friedriche, Heimriche, Jodanner. Und ihnen jefellen sich die Heerführer, Staatsmänner, Bürgermeijer und sonstigen „verdienten“ Männer; wer hat nicht schon in einer fremden Stadt vor dem Denkmal irgendeiner Jotalsgröße gestanden, deren Namen kein Begifon

fündel? Dazu kommen auf und ob im Lande die unzählbaren Denkmäler der Erfinder, Entdecker, Dichter, Künstler, Komponisten. Man mußte schon Heinrich Heine heißen, um feins zu bekommen. Aber sonst sind sie zahlreich gediehen in Deutschland, die Denkmäler. Der Ruhm wurde beinahe industriemäßig verarbeitet. Denkmäler als Massenartikel. Man denke sich einmal sämtliche Denkmäler Deutschland einschließlich der Siegesaltären, Kriegerdenkmäler und Bismarcktürme auf einen großen Platz jukammengetragen und in Reich und Jlied aufgestellt — es wäre schrecklich!

Aber nicht nur schrecklich wäre es, sondern auch bejehrend. Dieser Generalappell der Berühmten würde ein einziger großer Friedhof der Berühmtheit sein. Wir würden mit Befriedigung feststellen, doch unser Gedächtnis mit keinem Wissen um die Taten all der uniformierten Herren zu Juk und zu Pferde belastet ist. Und meistens würden wir nur im Sinne jener Scherzfrage antworten können: Weist du, was der da vorstellt? — Nein. — Das rechte Bein.

Und da sind die Erfinder, Entdecker, Dichter, Künstler, Komponisten — übrigens: wem ist schon aufgefallen, daß die Maler die wenigsten Denkmäler haben? Und die Bildhauer, die sie machen? An wieviel Denkmälern gehen wir vorüber, ohne uns der Verdienste derer zu erinnern, deren Ruhm sie „verewigen“. Wir entsinnen uns ja meistens ihrer nur, wenn die Zeitungen den 50. oder 100. Gedentag ihrer Geburt oder ihres Todes verewigen.

„Es ist nichts mit der „Verewigung“ des Ruhmes. Erz und Stein dauern länger als er. Berühmtheit währet nur, solange sie im Bewußtsein der Menschen jeb't. Erlijcht sie dort, jinkt auch Erz und Stein ins tote Material zurük, es sei denn, daß ein Denkmal als Kunstwerk fortjeb't. Aber von wie vielen, richtiger: von wie wenigen läßt sich das jagen?“

Der Maßstab der Berühmtheit ist ein ganz anderer. Pflöchlich bleibt du vor einem Buttergeschäft stehen. Warum? Da steht im Schaufenster die Statue eines Mannes. Aus Butter modelliert. Du kennst ihn, kennst dieses Hüchchen, dieses Bärtchen, dieses gebogene Bambusstöckchen, diese auseinanderstrebenden Jaischen — Chaplin. Aus Butter.

Um einen Butterhändler in der Vorstadt zum Plastikler werden zu lassen, muß man allen Menschen, auch einem Butterhändler und seiner Kundjchaft etwas bedeuten — man muß Chaplin sein. Denn sieht du: diese Butterstatue könntest du in ein Schaufenster in Chitogo, Kallutta, Moskau, Madrid, Kapstadt, Peking stellen — überall würden die Leute stehen bleiben und den Mann aus Butter anjchauen und lächeln: ihn kennen sie alle. Er ist berühmt.

Man kann ihn in Butter oder Seife modellieren, und sein Abbild braucht ihm gar nicht einmal sehr ähnlich zu sein — ihn kennen alle in allen fünf Erdteilen!

Verjuch' das mal mit dem Großen Kurfürsten!  
Da host du den Maßstab der Berühmtheit.

## „Mir wolle neg wisse von de Sozje.“

Von Wilhelm Keil.

Pfingsten 1891. Der Reichstag war aufgelöst. Abstriche an einer Militärvorlage hatten den Anlah gegeben. Militärfragen standen also im Mittelpunkt des Wahlkampfes. Ich lebte damals in Mannheim und beteiligte mich an der Agitation im 11. badischen Wahlkreis, zu dem das große Zigarrenmacherdorf Hohenheim gehörte. Selbst zu Wahlzeiten bekamen wir in diesem Dorf kein Versammlungslotal. Der Mannheimer Parteisekretär unternahm deshalb mit mehreren hundert Leinnehmern einen Pfingstausflug nach diesem Dorf, um den Soalinhabern zu imponieren. Als harmlose Ausflügler besetzten wir zuerst den größten Saal. Vor der Bestellung von Speij und Trank richteten wir die Frage an den Wirt, ob sein Saal für eine halb abjuchaltende sozialdemokratische Wahlversammlung zur Verfügung litche? Antwort: „Nein.“ mit allerlei Entschuldigungen. Wir verließen den Saal und bezogen den nächstgrößten im Dorf. Das Spiel wiederholt sich. Einen dritten geeigneten Saal gab's nicht. Wir beschloffen deshalb, uns auf die übrigen Dorfwirtschaften zu verteilen und mit Unterhaltungen und Ansprachen für unseren Kandidaten Dreesbach zu werben. Die Gruppe, der ich angehörte, besetzte eine ställische Wirtstube, in der an mehreren Tischen Karten gespielt wurde. Nachdem wir durch Gespräche glaubten Anjchluß gefunden zu haben, begann ich eine kleine Rede zu halten. Die Arbeiter sollten bei der Wahl überlegen, wem sie ihre Stimme geben wollten. Sie seien doch alle arme Teufel und hätten unter den schweren Lasten der Verbrauchssteuern zu jechen. Die Nationalliberalen (unser gefährlichster Gegner im Wahlkreis) würden auch die Kosten der geplanten Militärerhöhung wieder auf die kleinen Leute abwälzen. Weiter kam ich nicht.

Die antisemitisch verhehten Arbeiter hatten vom ersten Wort an mißtraulich zugehört. Nach dem dritten, vierten Satz erhob sich lauter Widerspruch: „Mir wolle neg wisse von de Sozje.“ Meine Bitte, mich ruhig anzuhören, ich wolle niemand meine Meinung aufdrängen, war kaum noch vernehmbar. Denn schon hatten sich die Zigarrenmacher, denen der Hunger aus den Augen sprach, erhoben und mit Jäusten und Biergläsern eine drohende Haltung gegen mich eingenommen. Natürlich schweig ich, um so mehr, als die zu meiner Deckung dienenden Genossen sehr in der Minderheit waren. Die Gereiztheit der armen Zigarrenmacher war so groß, daß wir es nicht wagen durften, das Lotal zu verlassen, sondern widerspruchslos eine Fülle von Beschimpfungen über uns ergehen lassen mußten. Erst nachdem eine Gruppe kräftiger Mannheimer Sackträgergestalten aus anderen Lokalen zu unserem Schutz herbeigeeilt waren, konnten wir ungefährdet durch eine Hintertür entjchäpfen. Unsere Stimmzahl in Hohenheim blieb auch diesmal noch klein. Inzwischen ist Hohenheim eine sozialdemokratische Hochburg geworden.

## Durch Nordfrankreich.

Von Dr. G. Lion (Laon).

Daß man darunter nichts Falsches versteht: Nach niemand ist es jemals eingefallen, von „nordfranzösischen Belangen“ zu reden oder auf die „berechtigte nordfranzösische Eigenart“ zu jochen! Nordfrankreich, das ist lediglich das nördliche Frankreich, ein geographischer Begriff, nichts weiter. Die Aisnelinie hat nicht die Bedeutung der Mainlinie, und wäre in Nordfrankreich nicht der Weltkrieg ausgebrochen, so liehen sich noch heute zwischen Lille und Lyon die weitestgehenden Parallelen ziehen.

Vier Jahre Krieg haben indessen Land und Leute juküflet unterwühlt und verändert. An Stelle ihrer Wohnungen fanden die Heimkehrenden jumeist Trümmerhaufen vor, an Stelle ihrer Aeder Rossengräber, Schützengräben und Granatrichter, an Stelle der Kohlengruben unterirdische Gewässer. Um nicht der Verzweiflung anhetanzufallen, in die die Erkenntnis der Sinnlosigkeit des Krieges in diesem Augenblick treiben mußte, verjiet der größte Teil der Bevölkerung in einen fanatischen Nationalismus, mit dem ein blindwütiger Deutschnah hand in Hand ging. In dem Ergebnis der ersten Nachkriegswahlen und in zahlreichen Verjolgungen Dahin-gebliebener, die im Kriegsgegner vor allem den Menschen gesehen hatten, kamen diese Selbstjehübungsversuche klar zum Ausdruck.

Seitdem sind nun nahezu neun Jahre ins Land geflossen; den fünfzig Monaten unsinniger kriegerischer Verewigung sind hundert Monate planmäßiger Aufbaurbeit gefolgt. Von dem, was durch sie bewirkt wurde, von dem Bild, was Nordfrankreich heute dem Beschauer gemährt, soll hier die Rede sein. Zunächst einige mir von der Präfektur des Aisnedepartements zur Verfügung gestellte Zahlen, die den Umfang der Zerstörungen und den Grad der geleisteten Aufbaurbeit kennzeichnen:

In dem kaum jünfhunderttausend Einwohner zählenden Departement hat die französische Regierung für Kriegsschäden in Höhe von 14.024.308.265 Fr. ihre Wiedergutmachungsverpflichtung anerkannt, deren büreaumäßige Regelung noch heute über 600 Beamte beansprucht. 133.189, weit über die Hälfte aller Anwesen des Departements, waren Ende 1918 zerstört und hatten stark gelitten. Ende 1923 waren 46.588 wieder vollkommen hergestellt und 63.075 im Wiederaufbau. Die übrigen ehemals verwüsteten Departements sind in ihrer Rekonstruktion noch weiter vorangeschritten, so daß sich für Nordfrankreich im ganzen also feststellen läßt, daß es innerhalb neun Jahren gelungen ist, fünf Sechstel der Zerstörungen zu beheben, die in nicht einmal der Hälfte dieser Zeit zustande kamen.

Durchwandert man die im Krieg zerstörten Gebiete, so sieht man auch, wie aufgebaut wurde: In Stadt und Land vollkommen verschieden. In den Städten war es jumeist ein Neuaufbau, in den Dörfern grundsätzlich eine Wiederherstellung im eigentlichen Sinne des Wortes. Während sich heute in Arras, St. Quentin, Reims und vielen anderen Städten an Stelle überladener Geschäftspaläste im Kaiser-Wilhelm-Stil, der auch in Frankreich nicht fremd geblieben ist, moderne, nur auf Zweckmäßigkeit gestellte Warenhausbauten erheben und die Wohnhäuser vielfach nach neuen Plänen in der Ueberengtheit der Vororte wiedererstellt wurden, stehen die neuen Häuser der Dörfer in der Regel genau so wie vor der Zerstörung, jüfsterne einjochige Backsteinbauten, die abends noch sehr oft der kümmerliche Schein einer Petroleumlampe erhellt, trotzdem unmittelbar vor dem Fenster die elektrische Leitung vorüberzieht — der beste Beweis dafür, daß jumeist nicht der Erparnis wegen, sondern nur aus Konservatismus auf den alten Grundmauern aufgebaut wurde. Daß zur Bodenbearbeitung und zur Ernte in starkem Maße moderne Maschinen zur Verwendung gelangen, ist nur dem Jwang zu danken, den der Mangel an geeigneten Arbeitskräften ausübte. Die Landflucht nahm in Nordfrankreich nach dem Kriege stellenweise geradezu epidemischen Charakter an und erhöhte z. B. die Einwohnerzahl einer Stadt wie Reims in den Jahren 1921 bis 1926 um 24 Proz. Die Kriegspuren sind auf dem Ackerland fast restlos verwischt. Schützengräben und Granatrichter sind Sehenwürdigkeiten geworden, die Cool mit seinem Reizeuto befährt.

Fast im gleichen Maß wie das Gesicht des Landes wandelte sich die Geisteshaltung seiner Bewohner. Die im und unmittelbar nach dem Krieg verlorengegangene Bernunft ist im Verlauf der letzten neun Jahre langsam wiedergekehrt.

Der „français moyen“, der um Mittag im Café beim Apéritif seine Bierstjochpolitik mach, verjüflet gegen Deutschland wohl noch

Mißtrauen, aber bestimmt nicht mehr Feindschaft. Die Abneigung des einfachen Mannes hat sich gegen die Angeltachten gekehrt, die „Frankreich im Krieg die Katanen aus dem Feuer holen stehen und nun noch Schuldjochge präsentieren“.

Im Gespräch, das sich naturgemäß, sobald man sich als Deutscher bekennt, der „großen Zeit“ zuwendet, unterscheidet der Franzose jekt fast durjweg zwischen Regierern und Regierten und bejueuert nach einigen Bemerkungen gegen Wilhelm II., der für die ganze herrschende Klasse seiner Zeit herhalten muß, in offenkundig ehrlicher Weise seinen Verjohnungswillen. Wenn trübe Erinnerungen aus der Besatzungszeit aufgegriffen werden, so jechicht das in der Regel nur, um darzulegen, wie die „rancune“, die man vielleicht stellenweise noch finden könne, zu erklären ist. Ich habe jedoch viele rancune, das gehässige Nachtragen, nirgends gefunden, außer an dem Ort, wo man es freilich julezt juchen sollte: in der Kirche, beim Meus. Fast in jeder Predigt, die ich anhörte, wurde Propaganda für die „Bonne presse“ gemacht und auf die Gelegenheit hingewiesen, sie am Ausgang der Kirche zu kaufen. Und was war mit dieser „guten Presse“ gemeint? „La Croix“, eine in Lille in einer Auflage von etwa 35.000 Exemplaren erscheinende, von Geistlichen redigierte Tageszeitung, die an Deutschnähe und Nationalismus das „Echo de Paris“ bei weitem übertrifft!

Nimmt es da wunder, wenn man heute noch im Innern der Kathedrale von St. Quentin eine zwei Meter hohe Leinwandtafel sieht, auf die in weithin jehbaren Buchstaben folgende Kundgebung gemalt ist:

Besucher!

Bergeht nicht, daß es die Deutschen waren, die in alle Pfeiler und sonstigen wichtigen Teile der Kathedrale 90 Minenlöhcher bohrten, bevor sie im Oktober 1918 die Stadt verlassen — ein Beweis, daß sie die Absicht hegten, die Basilika vollkommen zu vernichten. Nur dem Umstand, daß die Franzosen 24 Stunden früher ankamen, als es der Feind erwartete, ist es zu danken, daß uns die Kathedrale erhalten blieb!

Der Abbé Demulier, der in Cassel (Nord), keine hundert Kilometer von St. Quentin entfernt, mit seiner „Deutsch-französischen katholischen Korrespondenz“ wahrhaft christlich für die Völkerverjöhnung arbeitet, steht ziemlich vereinzelt da. Solange die katholische Presse Frankreichs die Politik forjsetzt, die eine Verjöhnung des Kreuzes bedeutet, das sie sogar zu ihrem Namen erlösen hat, müssen seine Bemühungen notwendigerweise im Theoretischen stecken bleiben.

Zuher „La Croix“, die die politische Meinung der Geistlichen jormt und durch die sie auf viele Hunderttausende einwirkt, besitzt der Norden keine Zeitung von nennenswerter politischer Bedeutung. In Städten wie Amiens, Arras, Cambrai, Douai, Roubaix, Tourcoing und Valenciennes kommen des Morgens ganze Postwagen Pariser Zeitungen an. Aus ihnen schöpft der Nordfranzose seine politische Information. Das „Echo du Nord“, das mit vielen Provinzangaben in Lille täglich in nahezu 200.000 Exemplaren erscheint, läßt seine nationalistischen und schuzjüfnerischen Tendenzen nur gelegentlich durchschimmern und wird wie die anderen lokalen Blätter jumeist nur neben der hauptstädtischen Zeitung gelesen.

Die politische Geisteshaltung der Bewohner der nördlichen Departements unterscheidet sich, wenn man die verjehiedene soziologische Schichtung dieses Herdes der industriellen Kraft unseres Nachbarlandes in Erwägung zieht, wohl kaum mehr von der Einstellung der übrigen Teile Frankreichs. Nachdem schon die Kammerwahlen des Jahres 1924 einen starken Ruf nach links gezeigt hatten, brachten die Runjipalwahlen des jofolgenden Jahres jämlichen größeren Städten des Nordens eine sozialistische oder radikalsozialistische Gemeindevverwaltung. Nur noch der Landwirt wählt Kandidaten des Bloc national, und das bestimmt nicht, weil sie eine scharfmarchische Haltung gegen Deutschland einnehmen, sondern aus rein innerpolitischen Gründen. Vom Säbelrallen haben hier alle genug.

Die endlosen Reihen der Holzkreuze auf den Rossengräbern, von denen jedes einen gefallenen Soldaten bejuehnet, bilden eine Beschönigung zum Frieden, der sich auch der gefühlloseste Mensch nicht entziehen kann.